

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 213.

Samstag, 15. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banfrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(Nachdruck verboten.)

(16. Fortsetzung.)

Er sagte an den Hut und rannte davon.

Die Taxe wartete noch.

„Tempo, Tempo, old boy,“ meinte René, als er einstieg. „Erhöhe das Trinkgeld. Aber fahren Sie, so schnell Sie können.“ Er nannte Frau Mariannes Adresse.

Der Chauffeur legte los, was das Zeug halten wollte. René mußte lächeln. Es war wahrhaftig verwunderlich, was das alte Vehikel noch hergab.

René lächelte nicht lange. Der Londoner Straßenverkehr ist zweifellos sehr imposant. Auch interessant, wenn man als vergnügungssüchtiger Besucher durch die Straßen schlenkert und sich über die langen Reihen der Riesenomnibusse, die vielen Privat- und Geschäftswagen erstaunt, die oft zu Hunderten hintereinander auf den winkenden Arm des Verkehrspolizisten warten, daß er die Straße freigibt.

„Schneller . . . schneller . . .“ stöhnte René verzweifelt. Immer wieder sah er auf die Uhr am Handgelenk. Es war knapp eine Viertelstunde vor zehn. Um elf Uhr ging der Zug.

Daß der Wagen dennoch schon zwanzig Minuten später vor Frau Mariannes Haus hielt, war ein geradezu phantastisches Resultat des erhöhten Trinkgeldangebotes.

Frau Marianne wartete bereits mit begreiflicher Nervosität. Flüchtig sagte René nach ihrer Hand, half dann sogleich dem Chauffeur den Koffer im Wagen unterbringen.

„Wir dürfen keine Minute mehr verlieren,“ drängte er, „wir müssen noch an meiner Wohnung vorüber.“

Sie sah schon im Wagen.

René trat zum Chauffeur.

„Was kostet ein Strafzettel wegen zu schnellen Fahrens?“

„Zehn Schilling, Sir.“

„Sie bekommen zwanzig. Aber Tempo.“

Wieder die Jagd durch die vollgedrängten Straßen — wieder das Hasten und Zagen, der von dem Zifferblatt der Uhr magnetisch angezogene Blick.

René stürzte die Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Sein Bogen kam ihm bereits mit dem Handkoffer entgegen.

„Höre zu, Junge,“ sagte René hastig. „Du hast Geld genug?“

„Ja, Herr.“

„Gut. Sollte ich nicht so schnell wiederkommen können — ich weiß noch nicht, wie lange ich aufgehalten sein werde —, dann kannst du dir jeden Monatsersten Geld zum Leben und für die Miete auf der Bank abholen. Ich habe alles geregelt. Wenn irgend jemand nach mir fragen sollte, dann weißt du einfach nicht, wo ich bin?“

„Ja, Herr, ich weiß Bescheid,“ lächelte der Kleine.

„Also gut. Und Adieu.“

„Auf Wiedersehen, Herr. Und glückliche Reise.“

René reichte dem Jungen die Hand.

Im Wagen sah Frau Marianne und wartete. Sie atmete erleichtert auf, als René mit einem gewaltigen Strung aus seiner Haustüre hervorstürzte.

Auch Euston-Station hat die Annehmlichkeit, wie alle Londoner Bahnhöfe, daß die Autodroschen auf die Bahnsteige, bis an die wartenden Züge heranfahren können. Es waren noch wenige Minuten bis zur Abfahrtszeit, als René dem grinsenden Chauffeur eineinhalb Pfund in die Hand drückte.

„Einverstanden?“ fragte er.

„Yes, Sir, sehr. Thank you.“

„Gut.“

Die Trillerpfeife des Stationsbeamten gellte, als René aufatmend das Abteil betrat, in dem Frau Marianne Platz genommen hatte. Im gleichen Augenblick fuhr der Zug an.

„Das hat gerade noch geklappt,“ meinte René, ein wenig außer Atem, als er sich, Frau Marianne gegenüber, auf die Polster fallen ließ. Das Abteil war sonst leer.

Leise monoton begann unter ihnen der Rhythmus der fahrenden Räder.

„Das sieht alles verdammt nach Abschiednehmen aus,“ dachte René grimmig. Aber er bezwang sich, als er bemerkte, daß Frau Marianne ihn ansah.

„Mein Lieb,“ sagte er, sich verbeugend. Frau Marianne reichte ihm beide Hände. Zarte, weiche Hände.

„Du bist ein seltsamer Mensch,“ sagte sie aus ihren Gedanken heraus. „Wer bist du eigentlich?“

„Wer bist du?“ wich er aus. „Was haben alle Außerlichkeiten mit uns zu tun? Bin ich dir recht, so wie ich bin?“

„Ja. Aber um dich ist auch ein Geheimnis.“

„Vielleicht.“ Er sah zum Fenster hinaus auf die sanft vorübergleitende englische Landschaft mit den kleinen Landhäusern, den vielen Sportplätzen, mit den Weiden und Wiesen, ein angenehmes, ruhiges Bild, immer wieder durchschnitten durch die windstiefen, roh behauenen Telegraphenmasten, denen weiß der Himmel preußische Korrektheit fehlt.

Noch wußte ja René nicht, wann er diese Landschaft einmal wiedersehen würde.

„Ich habe das Gefühl, als müßten wir beide bald Abschied nehmen voneinander,“ sagte er plötzlich sehr traurig. Frau Marianne fuhr auf.

„Warum, du?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich nervös, überreizt. Es hängt möglicherweise auch mit meinem Geheimnis zusammen.“ Das Letzte sollte scherzhaft klingen. Aber Frau Marianne hörte wohl, daß er es völlig ernst meinte.

Sie sah ihn lange an. „Ich werde dich immer lieb behalten, René. Auch dann, wenn wir uns wirklich einmal für einige Zeit trennen sollten.“ Sie überlegte eine Weile. „Irgend etwas hemmt dich an einer Rückkehr nach Deutschland?“

„Du hast ein sicheres Gefühl für unausgesprochene Dinge,“ erwiderte René bitter. „Aber vielleicht täuschst du dich doch?“ Er sprach mit einemmal gereizt, unbeherrscht. Sah mit schmalen Lippen zum Fenster hinaus.

„Verzeih,“ bat Marianne. „Ich wollte dich gewiß

nicht verfehen. Auch will ich wirklich nicht in dein Geheimnis bringen."

Er nickte vor sich hin.

Als der Zug in London abgefahren war, hatte es ein wenig geregnet. Jetzt heiterte sich das Wetter wieder auf, und als die ersten hohen Kreideseilen noch lange vor Dover an der Seite des Zuges austauchten, lag wieder helles Sonnenlicht auf den Fensterscheiben des Rupees.

"Die Sonne sagt uns Adieu," scherzte René, der die kleine Verstimmung von vorher längst vergessen hatte.

"Es waren so schöne Tage," lächelte Frau Marianne.

Dover kam näher. Schon geraume Zeit fuhr der Zug am Strand entlang durch diesen phantastischen Höhlweg zwischen Kreideseilen. Auf der einen Seite wuchsen die Felsen zu gigantischen Höhen an, weiß, unbeschreiblich weiß, auf der anderen Seite, dem Meer zu, zog sich diese seltsame Kreidebarriere, die man wohlweislich belassen hatte. Nur manchmal blickte ein Stückchen Meer durch die schmalen Einbuchtungen dieser Barriere, die man wohl ebenfalls nur aus strategischen Gründen in gewissen Abständen eingeschnitten hatte, als Schießscharten für die englischen Küstenbatterien.

"Sieh doch, sieh..." Frau Marianne war an das Fenster getreten und schaute begeistert. Dann hielt der Zug einmal. Der Zufall wollte, daß den beiden Heimkehrenden der Ausblick aus einer der Schießscharten blieb. Nun stand auch René auf und trat ans Fenster.

Zweifellos war es ein Nachteil für die Landschaft, daß Frau Mariannes Nacken so nahe vor seinem Gesicht war. Schön war das Meer dort draußen, auf dem die Sonne glitzernd lag — aber viel mehr entzückten ihn die kleinen Nackenhaare Frau Mariannes, die Ohrklappchen unter der kleinen, tief in den Kopf gezogenen Reisefappe.

"Du," sagte er leise und umschlang sie. Er fühlte, wie sie erschauerte.

"Marianne," flüsterte er. Sie stand still, mit hängenden Armen. Da riß er sie an sich, bedeckte ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Hände mit heißen Küssen — wild, unersättlich, toll, wie ein Junge.

Ganz leise und zart strichen Mariannes Hände über sein Haar. Ihre Augen waren geschlossen.

René, sagte sie leise. Da lachte er beglückt auf und schloß sie erneut in seine Arme.

So merkten sie nicht, daß der Zug schon lange wieder fuhr, daß nun rechts von ihnen das grünlich schimmernde Meer sich weitete.

"Porter... Porter..." "Newspapers..." "Times," "Manchester Guardian," "Evening Dispatch." Der übliche Lärm bei Anunft eines Kontinentzuges empfing sie als sie den Wagen verließen. Ein kleiner, trummer Gepäckträger riß ihnen die Koffer aus der Hand und eilte ihnen voran. Alle eilten. Aus den hinteren Waggons stürzte eine ganze Reisegesellschaft über die Landungsplanen — um als erste die besten Plätze des Schiffes zu erreichen. Hasten und Jagen. Frau Marianne hatte große, fragende Augen und hielt sich an René fest, als sie die enge Sperre der Paßkontrolle durcheilten. Aber kein Mensch wollte die Pässe sehen. Mit gelangweiltem Gesicht stand der Polizist an der Sperre. Vielleicht amüsierte er sich über die Drängenden und hastenden Menschen bei ihrem Wettlauf um den guten Deckplatz.

Unbemerkt atmete René erleichtert auf, als er, Marianne fest am Arm haltend, den schmalen Landungssteig zum Kanalboot überschritt. Ein großes Schiff, aber es ging hoch. Wahrscheinlich hatte es schlecht geladen. Es tanzte leicht an den Haltetroffen und schenerte an den Raimauern.

"An Sauberkeit geht dieses Schiff bestimmt nicht unter," knurrte René. "Ich bin früher einmal mit holländischen Schiffen gefahren. Welch ein Unterschied." Es dauerte eine Weile, bis ein Matrose sich bequemte, gegen das angebotene Trinkgeld die gewünschten Deck-

stühle herbeizuholen. Die meisten Reisenden schleppten sie selbst. Billige, verschmutzte Stühle. Nichts von der peinlichen Sauberkeit der Holländer mit ihren blühblank gekehrten und gepukten Schiffen, den bequemen Stühlen und Tischchen.

"Pfui," machte René und wischte die Stühle mit den Handschuhen ab.

Sie blieben auf dem oberen Deck. Frau Marianne, die noch nie zur See gefahren war, bezeugte Zuversicht.

"Frische Luft ist das beste. Und nicht daran denken," riet René. Sie war durchaus einverstanden.

Das Boot war gut besetzt. Die Reisegesellschaft, die einen Trip nach dem Kontinent, nach Boppard am Rhein, Köln, Wiesbaden unternahm, hatte das halbe Schiff mit Beschlag belegt. Sie saßen und lagen auf Stühlen und Koffern, es den übrigen Reisenden überlassend, über ihre ungeniert ausgestreckten Beine zu klettern.

Endlich klingelte auf der Kommandobrücke das Abfahrtszeichen. Dicke Rauchwolken entströmten den Schornsteinen und überschütteten die Reisenden des oberen Decks mit einem feinen Rußregen.

"Kostenfreie Beigaben," lächelte René, der sich zu einem gewissen, larcastischen Humor durchgerungen hatte.

Dumpf, eintönig begann die Schiffsmaschine zu arbeiten, in einem schweren, harten Takt, der jeden Menschen eigentümlich berührt, der zum erstenmal auf einem großen Schiff steht. Der Landungssteg wurde eingezogen, die Trossen gelöst. An Bug und Heck rauschte das Wasser ab, knirschend schleiften die Schiffswände an den Ballen und Seilpolstern der Raimauern.

"Servus, England," machte René. Er errötete leicht, als er Mariannes forschenden Blick auf sich fühlte.

Langsam und schwer schob sich das Schiff von den Hafenmauern ab. Es neigte sich leicht, der Boden zitterte — instinktiv faßte Marianne nach René's Hand. Noch arbeiteten die Maschinen mit halber Kraft.

"Wie fühlst du dich?" fragte René sorglich.

"Danke. Noch gut", antwortete Marianne mutig.

Jetzt hatte das Schiff die freie Fahrbahn erreicht. Immer weiter trat das Land zurück, die Hafenschuppen und Kais. Der Kolbenschlag der Maschinen wurde schneller und heller, das Wasser rauschte immer stärker auf — und nun begann auch schon das leichte, schaukelnde Auf- und Abwiegen.

"Noch gut?" fragte René wieder.

Sie lachte. "Du willst mir wohl die Seekrankheit mit Gewalt einreden?"

"So ist es recht," lobte er.

René zündete sich eine Zigarette an. Er nannte das ein unbedingt sicheres Mittel gegen Seasickness. In Dover am Bahnsteig hatte er Zeitungen und Zeitschriften gekauft. Er schob sie jetzt Frau Marianne zu.

"Es ist besser," meinte er, auf die Zeitungen hinweisend. "Man gewöhnt sich dann leichter an das Wiegen."

Sie nahm die Zeitschriften nicht. Hatte ihm wohl gar nicht zugehört. Nun folgte er ihrem Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Einem Leuchtkäfer.

Du hast dein leises Lampenlicht
In meiner Träume Dämmerland
Geheimnisvoll getragen
Und aus gestirntem Angesicht
Mir goldne Sommersagen
Ins ausgeglühte Herz gebrannt.
O Goldgestirn, die Gottheit lieb
Dir Flügel, daß du sie entspannst
Und nach der Grillen Melodie
Durch Wipfel Fackeltänze tanzt!

Arthur Silbergleit.

Wie ich ein Kind vom Tode des Ertrinkens rettete.

Von D. Fechner.

Ein Freund, der mit mir bei einer Schwadron diente, hatte mich gebeten, während meines Urlaubs auch seinen Eltern einen Besuch abzustatten, was ich zusagte und auch hielt. Als ich am ersten Morgen meines Dortseins im Frühstückszimmer erschien, fragte mich die Mutter des Freundes: „Nun, wie haben Sie bei uns geschlafen?“ Nach der gerne gehörten Antwort fragte die Frau weiter: „Haben Sie auch was schönes geträumt?“

„Geträumt? Nees... ich wußte nicht... doch halt, daß ich nicht lüge... mir hat doch etwas geträumt... Warten Sie mal...“ Ich sann nach und fuhr dann fort: „Mir hat merkwürdigerweise von Schafen und vom Wasser geträumt.“

„Wie utlig! Aber ich glaube, das bedeutet gar nichts schlechtes... Einen Augenblick... Will gleich mal mein Traumbuch holen und nachsehen.“

Weniger Sekunden später war die zerpfückte Schwarte zur Hand, und die Bäuerin begann zu suchen, dabei sagte sie immer: „Schafe—Schafe—Schafe—Schafe aba, hier hab' ichs: Schafe sehen, bedeutet Glück und Wohlstand! Na also! Wußt ichs doch, daß das nichts schlechtes war... Nun wollen wir mal sehen, was es mit dem Wasser auf sich hat... Uhh, steht da viel von drin... da müssen Sie mir erst sagen, ob das Wasser trüb oder klar war, ob es floß oder stand, ob Sie drinnen badeten oder es übersprangen usw. usw. Aber gelt ja, das wissen Sie nicht mehr so genau genau?“ „Nein, wirklich nicht!“ sagte ich ehrlich. „Aber das ist ja auch ziemlich gleichgültig; denn ich gebe auf Träume nicht viel...“

„Doh, das ist aber nicht richtig!“ eiferte die Frau. „Denken Sie an Joseph und den Propheten Daniel. Ja, ja, ich bin sehr bibelkundig... ich glaub' an Träume. Aber nun frühstücken Sie erst mal tüchtig! Schade, daß der Ferdinand (das war ihr Sohn) seinen Urlaub gekriegt hat... Da muß eben mein Gretelchen Sie ein bißchen in der Umgegend spazieren führen. Vielleicht gehen Sie auch mal nein in die Stadt oder nach Rölbe, das ist ein hübsches großes Dorf...“

„Schön, schön“, sagte ich. „Mir ist alles recht. Je mehr ich sehe, desto mehr kann ich später meinem Freunde Ferdinand von seiner herrlichen Heimat erzählen...“

„Geltja, in Hessen ist es schön? Da kann Schlesien wohl nicht mit? Und dann die vielen Polen, die es dort gibt...“

„O, Schlesien ist auch sehr schön! Sie mühten unsere Berge, unser Riesengebirge sehen. Dem hat Hessen nichts entgegenzusetzen. Jeder liebt halt seine Heimat...“

„Das ist richtig...“

Später ging ich mit „Gretelchen“, einem reizenden, etwa tausend Wochen alten Bauernmädchen, das noch die kleidsame hessische Nationaltracht trug, spazieren. Hatte die Mutter sich bemüht, die Unterhaltung im Hochdeutsch zu führen, so plapperte Gretelchen in ihrer heimatlichen Mundart, was sich allerliebste anhörte. Wir waren schon stundenlang umhergestreift und dem Nachbardorfe nahe gekommen, als uns plötzlich eine große Schafherde begegnete, der eine Menge Menschen folgte. „Na nu!“ rief ich verwundert aus, „da geht mein Traum ja wahrhaftig in Erfüllung. Wo will denn die Gesellschaft hin?“

„Das kann ich Ihne ganz genau sage“, erwiderte Gretel: „Die Schafe gehe an die Lahn, wo sie gewasche werde.“

„Gewaschen?“ machte ich verwundert. „Werden denn Schafe gewaschen?“

„Nu nadierlich! Die Schafe misse vor dem Schere doch gewasche werde. Die Wolle is ja ganz verdrückt. Die könnt mer ungewasche doch mit verspinne, und die Schere wärd' ja alle Augenblick stump werde... das misse Sie doch begreife. Heute werde die Schafe gewasche und über acht Tage, wenn die Woll' getrocknet is, geschore.“

„So, so das ist mir sehr interessant. Möchten wir da nicht mal ein Weilchen zuschauen?“

„Wenn Sie wolle, gern“, sagte das Gretelchen. „Komme Sie, wir stell'n uns auf die Brüd', von dort könn mir ich zugucke; denn etwas unterhalb ist ein flach' Stell', wo gewasche würd.“

Wir bezogen also unseren Beobachtungsposten auf der steinernen Brücke, und ich genoß zum erstenmal in meinem Leben das Schauspiel einer Schafwäsche. Den Wäschern schien diese immerhin etwas merkwürdige Tätigkeit keine lästige Arbeit, sondern weit mehr eine Art Fest zu sein; denn es wurde dabei getrunken, gelacht und übermüthige Sätze gemacht. Vertreten waren alle drei Geschlechter: Die Besten mit ihren Knechten und Mägden, alle in ihren schlechtesten Kleidern, wuschen und die Kinder gaben die jauchzenden Zuschauer ab. Das Waschen ging folgendermaßen vor sich: Das betreffende Schaf wurde vorn hochgehoben und so gedreht,

daß es mit dem Rücken der Brust des Wäschers zugekehrt war, der jetzt rückwärts ins Wasser schritt, bis dieses ihm fast unter die Arme reichte. Den Kopf des Tieres an die Schulter gelehnt, knietete er die Wolle nun so lange, bis das ausgedrückte Wasser rein abfloß, was an diesem Tage allerdings deshalb nicht unmöglich war, weil der Fluß insofern eines oberhalb der fraglichen Gegend niedergegangenen schweren Gewitterregens leicht angetrübt war. Das fertig gewaschene Schaf wurde dann ans Ufer gebracht, hier kräftig „ausgedrückt“, weil es sonst unter der im Wollleid befindlichen Wassermasse zusammengebrochen wäre und freigelassen... „Herr X., wolle Sie etwa hier zugude, bis die tausend Schaf' gewasche sin?“ fragte jetzt das Gretelchen mit leichtem Vorwurf im Ton. „Aber gelle, s'is Ihne was arg Neues...?“

„Wenn Sie wünschen, so gehen wir jetzt“, gab ich zurück, „denn ich habe genug gesehen.“ Wir verließen nun die Brücke und gingen des Weges weiter. Als wir uns etwa 100 Meter entfernt hatten, erhob sich plötzlich hinter uns ein wildes Geschrei, woraus geschlossen werden konnte, daß an der Schafwäschestelle etwas außergewöhnliches geschehen sein müsse. Wir blieben stehen und schauten zurück. Gretelchen sagte tief erschrocken: „da muß etwas bassiert sin; vielleicht ersauft wer.“ Ohne ein Wort zu erwidern, rief ich meinen Degen ab, weil er mich am Laufen gehindert hätte, warf ihn dem Gretelchen zu und rannte, was meine Beine und Lunge hergeben wollten, zurück zum Flusufer. Hier sah ich gerade etwas im Wasser verschwinden, das einer wegtauchenden Ente nicht unähnlich war. „Blats Jakob! Blats Jakob ersauft!“ schrien die Kinder, und die Großen liefen gestillt am Ufer auf und ab, doch machte kein Mensch irgend welchen Rettungsversuch.

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte ich fast atemlos.

„Hier ist ewe efn Jung' untergegangen“, unterrichtete mich ein Mann, „dort drüwe im Dreierloch (vollstümliche Benennung eines im Kreise fließenden Strudels) is he versunkte... das is ei ganz gefährliche Stell!“ ohne eine weitere Frage zu stellen, zog ich meinen Altia aus und sprang in engen Tritothosen und hohen Ledstiefeln hinein in das gelb gefärbte Element, schwamm in kräftigen Stößen der Untiefe zu und tauchte. Wie schon erwähnt, war das Wasser nicht ganz klar, meine Augen ruhten mich also gar nichts, sondern ich tastete nur mit den ausgestreckten Händen um mich und suchte den kindlichen Körper zu fassen. Als mein Luftvorrat verbraucht war, tauchte ich empor, atmete tief und verschwand sofort wieder unter der Wasseroberfläche. Aber wiederum hatte ich keinen Erfolg, und mußte erneut Luft holen, um auch noch einen dritten Versuch zu wagen. Diesmal berührte meine linke Hand etwas weich glitschiges, ich traktete die Finger zusammen und fühlte ein Haarpüschel dazwischen. Rasch tauchte ich hoch und schwamm rechtsarmig aus dem unheimlichen Loch heraus und dem Ufer zu, bis meine Füße Grund fanden. Jetzt sagte ich das sehr leichte, wir mir schien, unterernährte Kind so, daß sein Kopf der Luft ausgesetzt war und näherte mich watend der Uferböschung, wo sich mir viele holende Hände entgegenstreckten, am mir den bewegungslosen Jungen abzunehmen. In diesem Augenblick ereignete sich etwas, was nicht eine Minute früher hätte eintreten dürfen: mir wurde schwarz vor den Augen, und ich brach mit den Stiefeln noch im Wasser stehend, ohnmächtig zusammen. Das Bewußtsein hatte ich aber nicht ganz verloren; denn ich merkte deutlich, was mit mir geschah: Ich wurde das steile Ufer hinaufgetragen und jemand sagte: „Schade, schade, jetzt hat der brave Mensch ein Herzschlag kriegt.“

(Der Sprecher war insofern der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, als sich später herausstellte, daß sich durch meinen längeren Aufenthalt in den Tropen bei mir tatsächlich ein nicht leicht zu nehmender Herzfehler herausgebildet hatte, was ich damals aber noch nicht wußte).

Man trug mich an ein schattiges Plätzchen und nahm mir den etwas zu engen Stehtragen ab, den ich aus purer Eitelkeit trug. Mir war ganz wonnesam zu Sinn und kam mir vor, wie im Himmel. Lange währte dieser Dämmerzustand allerdings nicht; denn mit einemmal zerbrachen die Banden, die mich gefangen hielten, ich wurde wieder bewegungsfähig und konnte mich erheben. Auch gelang es, den 10jährigen Knaben, der das Kind einer armen Witwe war, wieder ins Leben zurück zu rufen. Die unliebame Befanntschaft mit dem feuchten Element hatte er auf folgende Weise gemacht: Oberhalb der steinernen Brücke lagen, als letzte Überreste einer früheren Holzbrücke, zwei lantige Balken, die fast bis in die Mitte des Flusses reichten und vom Wasser gerade noch überspült wurden. Über diesen sehr glitschigen

„Steg“ war der Fürwähige entlang gegangen, bis ans Ende, hatte hier zu wippen versucht, das Gleichgewicht verloren und war in die Flut gestürzt, die ihn mitriß, unter dem Brüdendogen durchschwemmte und in das erwähnte drei Meter tiefe Loch trug, wo er ohne mein Dazwischentreten bestimmt ertrunken wäre. — Nie wieder im Leben habe ich ein so erhebendes Glücksgefühl gehabt, wie es das Bewußtsein auslöste: Ich habe ein Menschenleben vom Tode errettet.

Am Abend des andern Tages kam der kleine „Wassermann“ zu mir und sagte, wie ihm das ländliche Schnäbelschen gewachsen war: „Mei Rottter hot Dir vom Wähd (Zahrmart) ehn mürbe Becken mitgebroocht, weil de müich außem Wasser gezoze häst“. Also ein süßes Brötchen war der erste Lohn meiner Tat.

Im November desselben Jahres wurde mir ohne mein Zutun von Major v. d. M. vor versammelter Mannschaft die „Rettingsmedaille“ mit dem Bande überreicht.

Wie ein „Micky-Maus“-Film entsteht.

Von Ernst Trebbius.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts tauchten die ersten bewegten Bilder des Lebensrades und der Wundertrommel auf. Diese Bilder verdankten ihre Bewegung lediglich der Kunst des Zeichners, die den Gestalten das Leben in der Weise einhauchte, daß sie jeder der zwei bis drei Duzend Zeichnungen, aus denen sich die Wundertrommel aufbaute, eine etwas andere Stellung des dargestellten Gegenstandes verlieh. In gleicher Weise geht heute auch der Zeichner eines „Micky-Maus“-Films zu Werke. Mit dem Unterschied freilich, daß er heute mit einigen Duzend Zeichnungen nicht mehr auskommt. Wir verlangen heute auch von den lebenden und sprechenden Zeichnungen eine Handlung, sei sie nun ernster oder heiterer Natur. Und aus dieser Forderung ergibt sich ganz von selbst eine bedeutende Anzahl von Zeichnungen.

Die gezeichneten Filme haben jetzt meist 150 bis 300 Meter Länge. Da die Bilder auf dem Filmstreifen bei 24 Millimeter Breite eine Höhe von 18 Millimeter haben und zwischen je zwei Bildchen ein Abstand von 1 Millimeter ist, kommen auf einen Meter Film 52 einzelne Bildchen. Ein Film von 150 Meter Länge weist also 7800, ein solcher von 300 Meter Länge 15600 Bildchen auf. Gegenüber dieser großen Anzahl Bilder müßte freilich der größte Arbeitseifer und härteste Fleiß verlagen, wenn es nicht Mittel und Wege gäbe, mit weniger Zeichnungen auszukommen, die Arbeit auf mehrere Helfer zu verteilen und außerdem noch sehr zu vereinfachen. Hat der Künstler das Aussehen seiner „Gelden“ und die Architektur in eigenhändigen Zeichnungen festgelegt, so kann er mit der Verteilung der Arbeiten beginnen. Bei richtiger Arbeitsteilung wird er stets nur die Handlung, also die Bewegung der Darsteller, zeichnen, und alles übrige den Hilfszeichnern oder Pausern überlassen. Diese Arbeitsteilung wird ermöglicht durch nachstehend beschriebene Arbeitsmethode. Der Filmzeichner wie auch jeder seiner Gehilfen arbeiten jeder für sich an etwas nach vorn geneigten Arbeitspulten, in deren Platte ein rechteckiger Ausschnitt vorgesehen ist. In diesem Ausschnitt liegt eine dicke Glasplatte, die von unten durch eine elektrische Birne beleuchtet wird. Oberhalb der Glasplatte ist eine schmale Metallleiste in das Holz eingelassen. Auf dieser Leiste sind zwei Justierstifte angeordnet. Die gelöschten Zeichenblätter, die alle eine Größe haben (etwa das Format 18 : 24 Zentimeter oder 24 : 32 Zentimeter), werden durch diese Stifte in gleicher Lage fixiert. Jeder Gehilfe legt also eine der vom Filmzeichner geschaffenen Zeichnungen als Unterlage auf seine Glasplatte und darauf ein zweites Blatt, auf dem der Meister lediglich die veränderte Stellung eines Darstellers, also die Bewegung, gezeichnet hat. Wenn diese Bewegung lediglich in einer Veränderung der Arm- und Fußstellung, dem Drehen des Kopfes, dem Öffnen des Mundes usw. besteht, wird der Meister nur das betreffende Glied in seiner neuen Stellung zeichnen. Die Vervollständigung der Zeichnung überläßt er seinen Helfern.

Da die geisttötende Pauserei einer großen Anzahl stets gleichbleibender Szenarien selbst dem Kopisten auf die Dauer zu eintönig wird, so greift dieser zu dem Hilfsmittel, die gesamte Szenerie der Zeichnung mit allen Gegenständen, die auf einer Anzahl Blätter immer gleich unbeweglich verharren, auf ein Zelluloidblatt gleicher Größe zu zeichnen. Dieses Zelluloidblatt dient später bei der photographischen Aufnahme der Zeichnungen als Vervollständigung der betreffenden Zeichenblätter. Der Filmzeichner wird stets danach trachten, seinen Film mit einer möglichst geringen Anzahl Zeichnungen zu drehen. Ein Film von 300 Meter Länge, der aus 15600 Einzelbildern besteht, be-

nötigt also durchaus nicht etwa ebensoviel Zeichnungen. Je nach seiner besonderen Geschicklichkeit wird ihn der Filmzeichner schon mit einigen hundert Zeichnungen und Zelluloidblättern drehen.

Bei der photographischen Aufnahme werden die angefertigten Zeichnungen in der bestimmten Reihenfolge unter die Kamera gelegt. Ein Kurbelgetriebe betätigt den Film so, daß bei jeder Kurbelumdrehung nur ein einziges Bild aufgenommen wird, während sonst bei Filmaufnahmen jede Kurbelumdrehung acht Bilder und zwei Kurbelumdrehungen in einer Sekunde 16 Bilder ergeben. Die besondere Kunst bei der Aufnahme der einzelnen Bilder besteht nun darin, von jeder Zeichnung so viel als möglich Aufnahmen zu machen, damit ein Film schon mit mehreren hundert Zeichnungen hergestellt werden kann.

Hat der Filmzeichner seine lebenden Zeichnungen versilmt, dann ist es Aufgabe des Musikers, diesen Film zum Tönen zu bringen. Der Komponist läßt sich den Streifen wieder und immer wieder vorspielen. Und während die Gestalten des Zeichners über die weiße Wand huschen, entsteht in ihm die Melodie, die er dann den einzelnen Szenen beigesellt. Dabei gilt es, jede einzelne Szene mit der Stoppuhr auf den Bruchteil einer Sekunde genau festzulegen und später auch die Spielbauer der Melodie mit der Stoppuhr genau zu bestimmen, damit völlige Übereinstimmung zwischen Bewegung und Ton erreicht wird. Wenn der Komponist sein Tonmanuskript, das die Begleitmusik, Sprache, tierischen Laute und alle sonstigen Geräusche umfaßt, fertig gestellt hat, dann wird der Film auch den Musikern oftmals vorgeführt. Wieder und immer wieder muß der Kapellmeister mit seinem Orchester vor der weißen Wand probieren, bis gespielte Szenen und Begleitmusik endlich mit aller Schärfe übereinstimmen. Ein besonderes Einfühlungsvermögen wird dabei vor allem von den Musikern verlangt, die die Spezialinstrumente zur Hervorbringung von Tierstimmen usw. bedienen.

Wenn die Begleitmusik genügend einstudiert ist, dann kann ihre eigentliche Aufnahme vor sich gehen. Entweder wird man sie in bekannter Weise auf eine Schallplatte aufnehmen oder auf einen Film. Die lebenden Zeichnungen werden bei der Aufnahme der Musik nicht vorgeführt. Da die Zeitdauer jeder Szene zuvor mit Hilfe eines Retronoms genau festgelegt wurde, so brauchen die Musiker und ihr Dirigent die Bilder auch gar nicht zu sehen; ja es würde sie sogar stören, wenn sie ihre Aufmerksamkeit zwischen ihren Notenblättern und der weißen Wand teilen sollten. Die Begleitmusik wird immer nur in einzelnen Szenen aufgenommen. Obwohl die Vorführung eines etwa 300 Meter langen „Micky-Maus“-Films später nur etwa 10 Minuten in Anspruch nimmt, ist zur Aufnahme seiner Begleitmusik ein fast achtstündiger Arbeitstag erforderlich, sofern keine besonderen Hindernisse auftreten.

Worte.

Von Max Havel.

Worte können schlagen und stechen,
Worte können Menschen zerbrechen,
Worte können graben und wühlen,
Worte können die Rache kühlen,
Worte können vernichten, verderben,
An Worten kann Liebe und Leben sterben,
Worte können erschrecken, entseben,
Worte können verwunden, verleben,
Worte können Seelen zerfetzen,
Worte sind schärfer als Messer und Akingen,
Worte können durch Wände dringen,
Worte können betören, verführen,
Worte können ein Volk aufrühren,
Worte können uns prügeln und peinigen,
Worte können uns martern und steinigen,
Worte können trügen und lügen,
Worte zur Freude die Leiden fügen,
Worte können Arbeit bringen,
Worte sind wie Fallen und Schlingen,
Worte sind süß wie Gesang der Geigen,
Worte sind's, die den Menschen zeigen,
Worte sind Gnaden, die uns erreichen,
Worte sind himmlische Kräfte und Zeichen,
Worte sind Träger echter Empfindung,
Worte die Bürgschaft dauernder Bindung,
Worte können verbrüdern, versöhnen,
Worte trocknen quellende Tränen,
Worte können befreien, erlösen
Von Mächten des Dunkels, von dem Bösen,
Worte können uns stärken und nützen,
Ein Wort kann uns halten, ein Wort uns stützen,
Geht acht auf die Worte, die ihr sagt,
Daß ihr nicht leicht ein Glück zerschlagt.